CD-TIPP

Thomas Kliemann über den Soundtrack zu „The Beat Bomb“

Hommage an Ferlinghetti

Zurzeit wird Ferdinando Vicentini Orgnanis Dokumentalfilm „The Beat Bomb“ auf Festivals in Italien und den USA herumgereicht. In Deutschland habe ich noch nichts darüber gehört. Es ist ein Film über den schillernden Dichter, Maler und Aktivisten Lawrence Ferlinghetti (1919 bis 2021). Die Daten sind kein Druckfehler: Der Lyriker starb 2021 einen Monat vor seinem 102. Geburtstag in seinem Haus in San Francisco. 2003 hatte ihn die American Academy of Arts and Letters aufgenommen. Im Oktober 2012 wurde bekannt, dass Ferlinghetti den von der ungarischen Sektion der Pen-Vereinigung vergebenen Janus-Pannonius-Preis abgelehnt habe. Er begründete dies mit den von ihm als autoritär und antidemokratisch empfundenen Veränderungen in Ungarn unter Viktor Orbán.

Ferlinghetti hatte 1953 in San Francisco die Buchhandlung City Lights gegründet, die zum Treffpunkt der Beat Generation wurde. Mit vielen Protagonisten war er befreundet, mit Allen Ginsberg, Gregory Corso und Jack Kerouac.

Wie ich auf den Film „The Beat Bomb“ gekommen bin, der übrigens Ferlinghettis letztes Interview enthält? Über die Musik. Der überragende Komponist und Trompeter Paolo

Fresu hat den wunderbaren Soundtrack geschrieben und unter dem Titel „Ferlinghetti“ in seinem eigenen Label Tuk Music herausgebracht. Es ist nicht der erste Soundtrack zu einem Orgnani-Film. Die 13 Songs des Albums „Ferlinghetti“ sind nach dessen Gedicht „Autobiography“ und anderen Werken betitelt, etwa „Hill Of Poetry“, „Island Of The Mind“ oder „Too Young To Die“. Jedes Lied hat sein eigenes Klima, seine spezielle Orchestrierung. Melancholische Streicherklänge, Flügelhorn und Bandoneon etwa begleiten „Where Books Where Trees“, in „The Macaronis Szene“ dominieren getragene Trompeten- und Pianopassagen, „I Was An American Boy“ steigt mit sphärischen Elektronikeffekten und einem entfesselten Piano ein, bevor Trompete und Bandoneon für eine elegische Grundstimmung sorgen.

Generell besticht das Album durch den Charakter des Skizzenhaften und Experimentellen. Die Melodien wirken flüchtig, die einzelnen Nummern fragil, veränderbar, im Fluss. Natürlich machen diese Klänge unheimlich neugierig auf die Ferlinghetti-Bilder Orgnanis. Ferlinghetti selbst hat die Coverillustration beigesteuert. Garanten für ein klasse Album sind natürlich die Akteure, die sich quasi zu einer Art Session zusammengefunden haben: Fresu hat alte Weggefährten eingeladen, den wunderbaren Pianisten Dino Rubino, den sehr guten Bassisten Marco Bardoscia und Fresus langjährigen Musikpartner Daniele Di Bonaventura mit dem Bandoneon.

Fresu, Rubino, Di Bonaventura, Bardoscia: „Ferlinghetti“, Tuk Music

FESTSPIELE Verdis „Macbeth“ und Purcells „The Indian Queen“ boten spannende Musiktheater-Premieren in Salzburg. Die Bayreuther können sich immer noch nicht mit Valentin Schwarz‘ „Ring“ anfreunden

Das Blut fließt immer weiter

Auf zum Morden: Vladislav Sulimsky als Macbeth und Asmik Grigorian als Lady. FOTO: BERND UHLIG/SALZBURGER FESTSPIELE

VON WOLFRAM GOERTZ

Der Fluch des wirklich sehr großen Salzburger Festspielhauses liegt darin, dass alle Regisseure meinen, sie müssen diese gewaltige Bühnenbreite bezwingen und dürfen keinen Winkel unerforscht lassen. Wohin das führt, zeigt der polnische Regisseur Krzysztof Warlikowski nun in seiner Inszenierung von Verdis Oper „Macbeth“.

Das fängt schon mit einer elend langen Sitzbank an, auf die der Titelheld und seine Gattin, Lady Macbeth, geschoben werden. Sie hocken so weit auseinander wie Staatsgäste an Wladimir Putins berühmtem Tisch. Bald flimmern Videoprojektionen über den Hintergrund, 1930er-Jahre-Ästhetik, ein bisschen Film noir, es wird psychoanalytisch, wir sehen einen Säugling. Ganz rechts gibt es eine interessante Seitenhandlung, die Lady geht zum Gynäkologen und bekommt einen Befund, der sie umhaut und tränenlos weinen lässt: Sie kann keine Kinder kriegen. Zeitgleich wird dem Macbeth in einem Blindenheim von Damen mit Sonnenbrillen – es sind die Hexen – seine Zukunft geweissagt. Danach explodiert, von Angst getrieben, die Mordlust der Macbeths.

Die Bühne wird alsbald gefüllt mit Maskenträgern, Puppen und Visionen, einmal dampft Harry Potters legendärer Hogwarts Express ins Bild. Für Erscheinungen aller Arten und in allen Multiplikationsgrößen (etwa Kinder von Rivalen) ist die Bühne ja breit genug. Natürlich gibt es auch wieder Filmbilder von Pier Paolo Pasolini. Warlikowski zählt zu den Regisseuren, die ihrer eigenen Überzeugungskraft misstrauen, deshalb karrt er großräumig Kulturgeschichte auf die Bühne.

Dass der Abend trotzdem gut fokussiert scheint, liegt an der faszinierenden Präsenz von Asmik Grigorian als Lady und Vladislav Sulimsky als Macbeth. Grigorian und Sulimsky sind die Stars des Abends. Die litauische Starsopranistin erfüllt den Raum mit ihrer flammend geäderten, leicht ansprechenden, visionär geweiteten Stimme, diesmal ist ihre darstellerische Kunst fast noch größer als ihre vokale. Sulimsky ist kein schartiger, sondern ein belkantischer Macbeth, ein sonor tönender König, der gleichsam wider Willen zu grässlichen Handlungen getrieben wird. Diesmal erwirbt das blutdurstige Paar nicht unsere Abscheu, sondern unser Mitgefühl.

Die größte Energie kommt weder von der Regie noch von den Sängern, sondern aus dem Orchester

Das Ende ist sogar berührend: Die Lady stirbt in der Nachtwandelszene keineswegs. Zwar ritzt sie sich die Unterarme auf, irrt dann aber zu ihrem Mann, der im Rollstuhl sitzt, umarmt ihn und weicht nicht von seiner Seite. Im Schlussbild sitzen sie gefesselt und verklammert nebeneinander. Ob der Rächer Macduff (glänzend: Jonathan Tetelman) seine Pistole abdrückt, wissen wir nicht. Wir sehen hingegen, dass sein Sohn Fleance vom Pulk der Hexen schier aufgesogen wird. Die Geschichte könnte von vorn beginnen.

Die größte Energie kommt an diesem Abend aber weder von der Regie noch von den Sängern, sondern aus dem Orchester. Philippe Jordan putscht die grandiosen Wiener Philharmoniker zu jener teils irrlichternden, teils wütenden Cinemascope-Ästhetik auf, die Warlikowskis Regie anstrebt.

Das Blut fließt immer weiter – diese Überschrift könnte auch über einer weiteren Premiere der Festspiele stehen: Henry Purcells „The Indian Queen“. Dies ist seine späteste, unvollendet gebliebene Semi-opera, sein Schwanengesang: ein Theaterstück mit großem Musikanteil. Die 50 Minuten, die uns als reiner Purcell erhalten sind, haben der Regisseur Peter Sellars und der Dirigent Teodor Currentzis um Lieder, Arien und Chorsätze des „Orpheus britannicus“ erweitert. Die ursprüngliche Handlung brechen sie auf: Nun erzählen sie die Geschichte der spanischen Eroberung Mittelamerikas aus weiblicher Sicht.

Im Zentrum steht die Tochter eines Maya-Häuptlings, die einem Conquistador als hintersinniges Gastgeschenk zuteil wird: Sie soll für ihr Volk spionieren. Sie verliebt sich in ihn, gebiert ihm eine Tochter, muss aber erkennen, dass ihre Hoffnung trügt, der Krieger würde aus Liebe von Eroberungswut und Zerstörung absehen.

Die konzertante Aufführung in der Felsenreitschule fügt alles Emotionale gleichsam wie ein Puzzlespiel zusammen, aus der geplanten Spionage wird ein Stockholm-Syndrom. Die Handlung lehnt sich an einen Roman der nicaraguanischen Autorin Rosario Aguilar an, dessen entscheidende Wendungen die Sprecherin Amira Casar raunend vorträgt. Die Musik übernimmt die Macht sehr schnell, was wegen Purcells reich kolorierter Harmonik und seiner genialen Fähigkeit, Melodien zu dehnen und auf der Zeit surfen zu lassen, unmittelbar verfängt. Sie besitzt einen betörenden Reiz und führt in weite Seelenlandschaften, deren Erkundung einen kaum je ermüdet. Und wenn zwischendurch ein Klassiker wie „Music for a while“ kommt, schmilzt man ohnedies dahin.

Auch wenn Currentzis den Sängern beim Dirigieren wieder penetrant nahekommt, als sei eigentlich er der Eroberer des Abends; auch wenn er alle musikalischen Parameter (Tempo, Dynamik, Artikulation) wieder ins Extreme zuspitzt: Musikalisch ist das ein großartiger Abend. Sein neues Utopia-Orchester mit gleichnamigem Chor folgt ihm ergeben bis ins allerletzte Ausatmen; zuweilen löst sich die Musik tatsächlich im Nichts auf. Bei den Solisten tragen Jeanine De Bique, Dennis Orellana und Andrey Nemzer das Gold davon.

Vom Genie Puccini ist Purcell nicht nur im Alphabet kaum entfernt. Das begeisterte Publikum sah es ebenso.

Buhrufe für die Götterdämmerung

BAYREUTH Bei „Rheingold“, „Walküre“ und „Siegfried“ hoffte das Publikum auf einen Durchbruch

VON BRITTA SCHULTEJANS

Die Buhs sind zurück im Bayreuther „Ring“: Auch in ihrem zweiten Jahr ist die Inszenierung von Regisseur Valentin Schwarz bei den Bayreuther Festspielen bei weiten Teilen des Publikums durchgefallen und heftig ausgebuht worden. Die durchaus auch vorhandenen begeisterten Zuschauer sind am Montagabend im Festspielhaus in der Unterzahl.

Der Österreicher und sein Team zeigen sich nach der Aufführung des vierten Teils von Richard Wagners „Ring des Nibelungen“, der „Götterdämmerung“, zum ersten Mal auf der Bühne. Nach den ersten drei Teilen „Rheingold“, „Walküre“ und „Siegfried“ hatten die freundlichen Publikumsreaktionen darauf hingedeutet, der „Ring“ könnte in diesem Jahr besser ankommen.

Andreas Schager (links) und Tomasz Konieczny. FOTO: DPA

Das begeisterte Publikum wirkte dabei im Vergleich zum vergangenen Jahr wie ausgewechselt, womöglich auch, weil es das zum Teil war. Zahlreiche Tickets waren zum Start der eigentlich traditionell ausverkauften Festspiele noch zu haben. Das lag auch daran, weil die vielen als konservativ geltende Gesellschaft der Freunde von Bayreuth – nach Angaben von Intendantin Katharina Wagner wegen des späten Verkaufs – mehrere Tausend Karten für den „Ring“ zurückgegeben hatte. So dürften in diesem Jahr viele Kurzentschlossene auf den Grünen Hügel gereist sein.

Für die Wiederaufnahme der umstrittenen Produktion hatten Schwarz und sein Team, wie es dem Gedanken von der „Werkstatt Bayreuth“ entspricht, nochmal an der Inszenierung gefeilt – und im Gegensatz zum letzten Jahr beispielsweise den Weltenbrand auch tatsächlich auf die Bühne gebracht. Catherine Foster (als Brünnhilde ein großer Gewinn für die Produktion) verschüttet Benzin und ein Lichtervorhang wird hochgezogen, an dem Göttervater Wotan erhängt baumelt. Auch kleine Erklär-Passagen für seine vielen Ideen hat Schwarz eingebaut. Dass er Siegfried und Hagen nicht als Gegenparts sieht, sondern als zwei Seiten einer Medaille wird durch subtile, kleine Änderungen im Spiel der Sänger deutlicher als im Vorjahr.

Andreas Schager ist in diesem Jahr der Marathon-Mann bei den Festspielen. Eigentlich sollte er den Siegfried nur im gleichnamigen dritten Teil singen. Weil er Stephen Gould ersetzte, tut er das nun aber auch in der „Götterdämmerung“ und zwischendurch singt er als Einspringer in diesem Jahr auch noch den „Parsifal“. Eine ungeheure Kraftanstrengung, die man ihm in der „Götterdämmerung“ aber stimmlich nicht anmerkt – und was die Spielfreude angeht, schon gar nicht. *dpa*

NACHRICHTEN

Verleger Walther König für Kunstvermittlung geehrt

Der Verleger Walther König wird mit dem Art-Cologne-Preis für besondere Leistungen in der Kunstvermittlung ausgezeichnet. Der jährlich von Koelnmesse und dem in Berlin ansässigen Bundesverband Deutscher Galerien und Kunsthändler vergebene Preis ist mit 10.000 Euro dotiert. Die Preisverleihung ist nach Angaben von Dienstag für den 17. November in Köln vorgesehen. Mit dem 84-jährigen König wird erstmals ein Verleger für die Verdienste bei der Kunstvermittlung geehrt. In dem 1968 gegründeten Verlag sind den Angaben zufolge bisher mehr als 4000 Ausstellungskataloge, Monografien, Bildbände und Publikationen zur Ästhetik und Theorie der bildenden Kunst, Architektur und Fotografie erschienen. *dpa*

Kunstsammlung NRW zeigt Arbeiten von Chaïm Soutine

Die Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen zeigt ab dem 2. September in einer Ausstellung Werke des Künstlers Chaïm Soutine (1893-1943). Die expressiven Gemälde Soutines reflektierten sein Leben als jüdischer Emigrant und seien zugleich Zeugnisse einer Existenz am Rande der Gesellschaft, erklärte das Museum am Dienstag. Die Ausstellung im Museum K20 umfasse rund 60 Gemälde, die in der Frühphase des Künstlers zwischen 1918 und 1928 entstanden sind. Bis zum 14. Januar widme sich die Schau auch dem Thema der Entwurzelung des Menschen infolge von Flucht und Migration. *epd*

Pariser Louvre plant neuen Eingang auf der Ostseite

Der Pariser Louvre plant einen neuen Eingang. Laut Informationen des Museums soll damit der Zugang der Pyramide entlastet werden. Dabei soll es sich um ein Großprojekt handeln, das unter anderem eine umfassende Suche nach Fördermitteln erforderlich mache, heißt es in der Pressemitteilung weiter. Das Projekt sieht den neuen Eingang auf der Ostseite des Museums vor, auf dem Vorplatz der bekannten Perrault-Kolonnade. Die Fassade mit ihrem Säulengang wurde zwischen 1667 und 1674 errichtet und gilt als Meisterwerk des französischen Klassizismus. *dpa*

PERSONALIEN

Aus Protest gegen die Missbrauchsfälle in der katholischen Kirche hat der Aktionskünstler und Maler Dennis **Josef Meseg** am Dienstag vor dem Kölner Dom eine Installation aus 333 kleinen Schaufensterpuppen aufgestellt. Die in weißen und purpurfarbenen Bändern eingewickelten Puppen sollen Kinder symbolisieren, die mit einem Finger auf den Dom zeigen, wie der Künstler auf seiner Internetseite erklärte.

Anlass für die Installation mit dem Titel „Shattered Souls ... in a Sea of Silence“ („Erschütterte Seelen ... in einem Meer der Stille“) ist der am Dienstag in Lissabon gestartete Weltjugendtag der katholischen Kirche. Der aus dem rheinischen Wesseling stammende Meseg will mit der Aktion nach eigenen Angaben „den verzweifelten, stillen Ruf missbrauchter Kinder nach Gerechtigkeit für ihre geschundenen Seelen allen Menschen vor Augen führen“. Die Farbe Weiß solle die Unschuld darstellen, die Farbe Purpur die katholische Kirche. Die Puppen sind bis Sonntag tagsüber vor dem Kölner Dom zu sehen. *epd*

FOTO: FREYA DIECKMANN